

Geneigt zu verzeihen?

Matthias Horndasch

im Gespräch mit dem Zeitzeugen
und Holocaustüberlebenden

Salomon Finkelstein

Matthias Horndasch führte das Gespräch mit
Salomon Finkelstein am 24. August 2006 in Hannover.

Die vorliegende, redaktionell überarbeitete Textfassung
wurde vom Zeitzeugen autorisiert.

Film- und Textfassung sind auch online verfügbar
unter: www.weiterleben-im-gespraech.de
bzw. www.holocaust-survivors.eu

Hannover 2007, Hrg. / © Matthias Horndasch www.horndasch.eu

Mit Unterstützung von:

Stadt Einbeck

Niedersächsisches Landesamt für Lehrerbildung & Schulentwicklung NiLS

Deutsch - Israelische Gesellschaft Hannover



(Salomon Finkelstein)

1. Eltern, Jugend

Salomon Finkelstein, Sie wurden am 1. Juli 1922 in Lodz geboren, in Polen. Wer waren Ihre Eltern?

Mein Vater war um die Jahrhundertwende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert nach Amerika gegangen. Kurz zuvor war er noch Gast in jenem Haus gewesen, das man das „Haus der hübschen Töchter“ nannte, und hatte dort meine Mutter kennen gelernt. Als er in den Staaten war hat er sie angeschrieben, und es entwickelte sich eine Korrespondenz. Das ging so weit, bis es zum Jawort kam. Mein Vater ist darauf hin nach Lodz gekommen, um meine Mama mit in die Staaten zu nehmen. Zwischendurch war jedoch der erste Weltkrieg ausgebrochen, und so saßen beide in Lodz fest. Nun musste er sich dort eine Existenz aufbauen. Das ging nicht so schnell! Aber mit der Zeit schaffte er es, hatte es schließlich sogar bis zu einer eigenen Fabrik gebracht. Keine große zwar, aber auch keine kleine mehr. Alles lief ganz gut.

Was wurde dort hergestellt?

Strickwaren... 1918 war der Krieg zu Ende und 1920 ist bereits mein älterer Bruder geboren. 1922 habe ich das Licht der Welt erblickt, und später kam dann noch mein jüngerer Bruder David.

Wie hießen Ihre Eltern?

Mein Vater hieß Abraham, meine Mama Matla.

Und wie lautete der Geburtsname Ihrer Mutter?

Ihr Geburtsname war Zajonczkowska. Die Zeit ging dahin, und mit sieben Jahren kam ich zur Schule. Das war eine besondere Schule. Sie trug den

Namen „Medem-Schule“, benannt nach dem Arbeiterführer Vladimir Medem. Bis heute habe ich diese besondere Schule in sehr guter Erinnerung behalten.

Darf ich fragen, was das Besondere an dieser Schule war?

Das Besondere war, dass man großen Wert auf Jiddischunterricht gelegt hat. Das war längst nicht in allen Schulen so. Die Medem-Schule war eine jüdisch-weltliche Schule, mit dem Schwerpunkt jiddische Sprache und jiddische Literatur. Schon 1937 kamen zu uns deutsche Juden, deren Familien Jahrzehnte in Deutschland gelebt hatten und denen man dann die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt und sie in den Osten abgeschoben hatte. Und von denen haben wir dann erfahren, was es bedeutete, in einem Land zu leben, in dem die Nazis herrschten.

1937, da waren Sie ja schon fünfzehn?

Das stimmt.

Da haben Sie sich mit Sicherheit auch schon so manchen eigenen Gedanken zur politischen Lage gemacht, oder?

Selbstverständlich habe ich mir schon viele Gedanken gemacht! Ich verkehrte ja auch in einem Kreis von Jugendlichen, die zu denen gehörten, welche aus Deutschland vertrieben worden waren. Die meisten von ihnen waren Musiker, und ich habe mich mit ihnen angefreundet. Alle intelligent - und wie sie gespielt haben!

2. Kriegsausbruch

Ja, das war noch eine goldene Jugend... Dann brach der 2. Weltkrieg aus, am 1. September 1939.

Können Sie sich an den Tag noch erinnern, und wie dies Ereignis auf Sie gewirkt hat?

Natürlich kann ich mich erinnern! In den Straßen habe ich polnisches Militär gesehen. Die Soldaten rückten aus an die Front. Alle waren sie guter Dinge. Sie haben nicht gewusst und konnten sich nicht vorstellen, wie das tatsächlich ausgehen würde. Sie haben damals gesagt, sie würden keinen Zentimeter von unserem Boden abgeben! Na schön... Stattdessen vergingen nur einige wenige Tage, da war schon die deutsche Wehrmacht in Lodz. Und hinterher kam die SS.

Wie hat sich das abgespielt?

Wir hatten ja schon damit gerechnet. Wir hatten bereits in den Nachrichten gehört, dass der Krieg begonnen hatte und Deutsche schon einmarschiert waren. Das hieß ja damals: „Seit 5:45 Uhr wird jetzt zurück geschossen!“ Sie haben irgendwo in Schlesien einen Schlagbaum eingerissen und sind in Polen einmarschiert. Dann hörten wir auch bald Flugzeuge über uns, die hier und da schon eine Bombe abwarfen. Und dann kam schon Militär.

Nun hatten Sie ja bereits von den Abgeschobenen erfahren, was mit den Juden in Deutschland passierte...

Ja, wir wussten schon, was uns blühte!

Was tat denn Ihr Vater? Der hatte doch immer noch die amerikanische Staatsbürgerschaft - oder nicht mehr?

Nein, nicht mehr. Ich kann auch jetzt nicht mehr sagen, ob er sie jemals gehabt hat. Er war in den Staaten gewesen, ja. Aber ob er damals schon die dortige Staatsbürgerschaft hatte, das kann ich nicht sagen. Es sind inzwischen schon so viele Jahre vergangen...

Jedenfalls wurde er nicht in Polen zum Militär eingezogen, ist nicht mit dem polnischen Militär in den Kampf gezogen.

Nein. Er war auch schon nicht mehr im entsprechenden Alter.

Die Wehrmacht war jetzt in der Stadt. Was geschah? Wie hat Ihre Familie sich verhalten?

Wir wussten ja noch nicht, wie die Deutschen sich bei uns aufführen würden. Auf jeden Fall kann ich mich erinnern, dass man nach Kriegsausbruch schon morgens um 4 Uhr um Brot anstehen musste. Ab und zu verteilte die Wehrmacht sogar Schokolade. Dann aber haben sie sich Leute von der Straße geholt, für Straßenarbeiten. Auch jene Juden haben sie genommen, die anders gekleidet waren, mit Bärten und Schläfenlocken.

Also orthodoxe Juden.

Ja. Die haben sie auch tanzen lassen, und sie mussten singen. Das war ja alles noch zu ertragen. Aber nach einer Woche kam die SS und brachte uns Tod und Unglück.

Noch einmal zurück zu Ihrer Familie, auch zur Fabrik Ihres Vaters. Was ist damit passiert, nachdem die Deutschen einmarschiert waren?

Ich muss dafür noch etwas zurückgreifen. Wir hatten mittlerweile schon eine recht ansehnliche Fabrik, und mein Vater wollte noch größer raus und hatte zwei Partner dazu genommen. Das ist uns nicht gut bekommen. Das waren Betrüger, und die letzten paar Jahre vor dem Krieg, da hat es schon nicht mehr so gut um uns gestanden. Was soll's...

Kommen wir wieder zurück auf die ersten Tage des Krieges. Jeden Tag gab es Bekanntmachungen. Bekanntmachungen in deutscher und auch in polnischer Sprache. Erst hieß es, alle jüdischen Schulen werden geschlossen. Am nächsten Tag: Keine Vereine mehr! Zwei Tage später durften wir nicht mehr auf dem Gehweg, sondern nur noch auf der Fahrbahn gehen. Dann durften wir nicht mehr in Straßenbahnen steigen, mussten zu Fuß gehen. Und dann mussten wir uns alle einen Davidstern anstecken. Wir ahnten auch schon, dass wir da, wo wir wohnten, nicht würden bleiben können. Und eines Tages kamen sie dann auch und haben uns aus unseren Wohnungen vertrieben. Wir mussten vor den Häusern unten im Hof antreten, und wer nicht schnell genug war, wurde erschossen, auf der Stelle. Und nachdem meine Familie angetreten war, brachten sie uns in die Altstadt von Lodz, nach Baluty. Dort bekamen wir ein Zimmer zugewiesen und waren von Stacheldraht umzäunt. Wir saßen in der Falle! Es kamen schreckliche Zeiten! Alles, was ich bis jetzt geschildert habe, war gar nichts dagegen.

3. Ghetto Lodz

Dort, im Ghetto Lodz, wurde nicht mehr geschossen. Dort wurde buchstäblich vor Hunger gestorben. Das kann man gar nicht so darstellen, was sich da abgespielt hat. Die Menschen konnten nicht mehr aufrecht gehen. Sie hielten sich an den Wänden fest und bewegten sich durch die Straßen wie Schatten.

Können Sie noch einmal sagen, wie sich das abgespielt hat, diese Zwangsumsiedlung von Ihrem Haus? Oder hatten Sie eine Wohnung?

Eine Wohnung.

Aus der Wohnung in das Ghetto...

Ja. Wir bekamen ein Zimmer zugewiesen. Wo früher einmal zehntausend Menschen lebten, haben sie dreißig- bis vierzigtausend rein gepfercht. Jede Familie bekam ein Zimmer. So spielte sich das ab.

Wie viel Zeit hatten Sie? Was konnten Sie mitnehmen?

Nachdem wir angetreten waren, liefen sie in den Wohnungen herum. Wenn Sie jemanden erwischt haben, der nicht mit raus gekommen war, der wurde erschossen. Wir waren voller Schrecken und wussten ja schon, was uns blüht. Wer wollte sich da entgegensetzen? Wir mussten antreten, gingen freiwillig raus, und dann sind wir ins Ghetto gebracht worden.

Viel mitnehmen konnten Sie dann ja nicht.

Nicht viel, nein.

Was ist mit dem Rest passiert, mit Ihrer ganzen Habe?

Geblichen in der alten Wohnung.

Das haben Sie nie wieder gesehen?

Nein. Aber das ist auch nicht der Punkt, denn wir hatten da ja auch schon keinen übermäßigen Luxus mehr. Ich hab ja erzählt, es ging uns in den letzten Jahren vor dem 2. Weltkrieg nicht gerade glänzend. Wir haben

unsere Möbel und ein paar Sachen dagelassen. Hingegen weiß ich noch, dass mein Vater ein Andenken besaß, das er aus den Staaten mitgebracht hatte, einen Füllhalter von Parker. Den hat er wie ein Heiligtum beschützt. So waren wir dann im Ghetto...

Und zu dem Zeitpunkt noch als Familie zusammen?

Nicht ganz. Gleich zwei Tage nach Ausbruch des Krieges war mein älterer Bruder vor den deutschen Truppen in den Osten geflohen. Er hat uns noch einmal einen Brief geschrieben, aus der Gegend von Witebsk. Und dann blieb er verschwunden. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.

Bis vor einigen Jahren!

Ja! Und wir lebten die ganzen Jahre in dem Glauben, dass es ihn nicht mehr gibt... Ich komme noch darauf zurück.

Das heißt, im Ghetto waren Sie nur noch mit Ihrem jüngeren Bruder David und Ihren Eltern.

Mit David und meinen Eltern, ja. Mein Vater arbeitete in einem so genannten „Shop“, wo sie Strickwaren für die Wehrmacht und für wen auch immer herstellten. Ich weiß nicht, wer das alles abgenommen hat. Jedenfalls war mein Vater dort als Fachkraft beschäftigt.

Hat die ganze Familie arbeiten müssen?

Nein. Meine Mama war zu Hause und mein Vater hat gearbeitet. Und ich habe gehungert.



(Vater Abraham Finkelstein)

Hatten Sie denn noch eine Möglichkeit etwas zu machen, was wenigstens den Geist irgendwie wach gehalten hätte, lesen oder so - oder womit haben Sie Ihren Tag verbracht?

Ich hatte keine solche Möglichkeit. Im Ghetto gab es zwar eine Gegend mit einer Art Gartenkolonie; da haben wir uns mit einigen Jugendlichen zusammengefunden und ein paar Radieschen gesät, oder anderes Gemüse, aber das war sehr dürftig. Ich kann nur sagen, dass es mehrere Tage gegeben hat, wo ich absolut, aber absolut nichts zu essen hatte. Und währenddessen fuhren ständig die Leichenwagen, beladen mit jeweils sechs Leichen. Es war schrecklich!

Was haben Sie denn gemacht, wenn Sie so fürchterlichen Hunger hatten?

Ich habe im Bett gelegen und nichts, gar nichts getan. Ich konnte mich auch nicht anstrengen. Ich habe einfach dagelegen. Vielleicht gingen mir ein paar Gedanken durch den Kopf. Das war alles. Man ergibt sich in sein Schicksal, wenn man nichts machen kann. Man lebt dann nur so dahin, ohne Hoffnung, ohne Ziel, ohne alles.

Aber Sie haben dann doch immer noch so viel zu essen bekommen, dass es gerade zum Überleben gereicht hat.

Wir bekamen Lebensmittelkarten für die so genannten Kooperativen, also für fünfzehn Gramm Graupen, fünfzehn Gramm Kartoffeln, zwei Gramm Zucker, ein bisschen Marmelade... So sah das aus.

Fünfzehn Gramm Kartoffeln, das kann man sich nicht vorstellen...

Vielleicht untertreibe ich jetzt ein bisschen. Jedenfalls war es nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Aber trotzdem sind manche gestorben. Eines Tages sah ich dann Anschläge, Plakate, dass man die Möglichkeit hätte, sich zu bestimmten Arbeiten zu melden. Und das habe ich wahrgenommen, weil ich mir damals gesagt habe, alles, was auf mich zukommt, ist besser als jetzt. Denn da, im Ghetto Lodz, wäre ich glattweg vor Hunger gestorben.

In einem Vorgespräch erzählten Sie mir, dass es im Ghetto ein Mädchen gegeben hat, das immer ein bestimmtes Lied in den Straßen gesungen hat.

Ich kann Ihnen das vorsingen! Wollen Sie es auf Jiddisch hören?

So, wie Sie es damals gehört haben, als das Mädchen es gesungen hat.

(Singt jiddisch.)

Würden Sie den ganzen Text noch einmal übersetzen?

Noch einmal auf Deutsch singen?

Nicht singen, aber vielleicht den Text übersetzen.

„Schwestern, Brüder, habet Mitleid! Schrecklich groß ist die Not. Gebt den Toten Totenkleider, den Lebendigen gebt Brot“. Das hat sie damals herzerreißend gesungen. Ich kann das nicht so wiedergeben. Jedenfalls ist das so gewesen... Und dann habe ich mich zur Arbeit gemeldet. Eines Tages bekam ich die Nachricht zum Sammeln für den Abtransport. Das geschah auf einem Platz in Baluty. Meine Mama hat mich bis dorthin begleitet. Ich stieg mit anderen auf einen Lastwagen, einen offenen Lastwagen ohne Plane, dann fahren wir ab. Das war das letzte Mal, dass ich meine Mutter gesehen habe.

4. Zwangsarbeit, Lager

Wir wurden in die Gegend von Frankfurt an der Oder gebracht, zu Arbeiten an der Reichsautobahn.

Sie sind ganz allein zum Arbeitseinsatz gefahren? Ohne Vater, ohne Mutter, ohne Bruder?

Ja. Ohne Familienangehörige kam ich nun nach Pinnow, bei Reppen.

Auch ein Lager ...

Ein Lager, ja. Wir wurden zu Erdarbeiten eingeteilt. Mich aber haben sie gleich ausgesondert zum Kartoffeln schälen. Ich war nicht in der Lage, einen Spaten in die Hand zu nehmen. Nach einigen Tagen hatte ich mich etwas erholt. Da ging es also noch einigermaßen menschlich zu.

Kartoffeln schälen für wen?

Für die Lagerinsassen. Die mussten ja irgendwie ernährt werden.

Dann aber arbeiteten Sie für den Autobahnbau?

Ja. Wir haben aber nicht betoniert, sondern nur die Erdarbeiten ausgeführt. Das war eine Gegend mit Hügeln und Tälern. Von den Bergen haben wir Erdreich abgehoben und in die Loren geschaufelt. Dann fuhren wir ein bisschen weiter und haben es wieder abgekippt, so dass ein Unterboden für die Autobahn fertig wurde. Ich hatte zunächst von dieser Arbeit überhaupt keine Ahnung. Ich konnte nicht mit Schaufel oder Spaten umgehen und habe ordentlich Prügel bekommen, bis es so weit war. Es hat allerdings nicht zu lange gedauert, denn ich habe mich geschickt angestellt. Ich hatte einen Deutschen, Bartel hieß er, der war mit mir zufrieden. Ich konnte ihm schon bald jeden Wunsch von den Augen ablesen. Er war mit mir zufrieden. Ich habe meine Arbeit gut gemacht, wusste immer gleich, was zu machen war.

Was genau mussten Sie mit dem Spaten machen?

Den Mutterboden abheben, Humus. Das war eine Waldgegend. Unter dem Humus war sandiger Boden. Und ich musste mit dem Spaten fühlen, wo der Humus aufhört und wo der Sandboden beginnt. Den Humus haben wir dann in Pyramiden aufgebaut. Der sollte nachher auf die Böschung entlang der Autobahn kommen, damit dort Gras wuchs. Also, es war

soweit in Ordnung. Ich war zufrieden - und vor allen Dingen war mein Meister, so nannten wir ihn, ebenfalls mit mir zufrieden.

Wir haben immer von unseren Baracken, in denen wir wohnten, dreieinhalb Kilometer in die eine und dreieinhalb Kilometer in die andere Richtung gearbeitet, und wenn der Erdboden planiert war, zogen wir weiter. Nächstes Lager, nächster Meister. Wie gesagt, ich konnte meine Arbeit gut, war tüchtig. Dann rief mich der neue Meister: „Komm mal her! Habe ich dir gesagt, du sollst das machen?“ Und klatsch, klatsch, klatsch schlug er mich. „Du machst das erst, wenn ich es sage!“ Ihm hat es nicht gepasst, dass ich schon vor seinen Anweisungen in etwa wusste, was zu machen war. Er hat geglaubt, er hätte es nur mit Idioten zu tun. Damit will ich sagen, man konnte sich anstrengen wie man wollte, man konnte es den Leuten nicht recht machen. Das habe ich ein paar Mal erlebt.

Das erste Lager war Pinow, das hatten wir schon gesagt. Und das zweite?

Ich glaube, das hieß Kreuzsee.

Finkenheerd hatten Sie mir einmal gesagt...

Oder Finkenheerd? Ich bringe das jetzt nicht mehr ganz genau zusammen. Es ist inzwischen so viel Zeit vergangen. Jedenfalls waren es mehrere Lager, wie ich gesagt habe. Wir haben einen Abschnitt fertig gemacht, und dann ging es weiter.

Sie haben mir gesagt, dass Sie auch in Fürstenberg im Lager waren und dort einen Kindheitsfreund verloren haben. Welche Lebensbedingungen herrschten dort - und wie hat sich der Tod des Freundes zugetragen?

Wir hatten immer Hunger, auch dort bei der Arbeit. Trotzdem haben wir unsere Arbeit getan. In jenem Lager war ein Freund von mir, ein

Kinderfreund, mit dem ich früher als Kind Wohnung an Wohnung gelebt hatte.

Wie hieß er?

Den Namen weiß ich noch: Hersch Bär. Eines Tages kam ich zurück von der Arbeit und er lag er tot da. Also ich kann nur sagen, dass man durch unsere damaligen Lebensbedingungen Gefühle verloren hat. Man dachte nicht viel. Das war so! Man lebte nur noch instinktiv dahin. Hauptsache überleben, etwas zu Essen ergattern. Man sagte nichts, wenn man geschlagen wurde. Fiel man hin, blieb man liegen. Kam einer und hat uns aufgerichtet, blieben wir stehen. So ungefähr war es. Alles instinktiv. Aber als der Hersch gestorben war, da habe ich gefühlt, dass ein Stück von mir mitging. Das tat weh! Da habe ich gespürt: Ein Lebensabschnitt von mir ist zu Ende gegangen...

Das glaube ich.

Ein Stück meiner Kindheit... Na ja... Dort haben wir also auch so lange gearbeitet, bis wir wieder fertig waren und die Baracken räumen sollten, um dann in das nächste Arbeitslager zu kommen. Es kamen Lastwagen der Organisation Todt, die die Wehrmacht mit Uniformen, mit Schuhen, Unterwäsche und so weiter versorgt hat. Die Lastwagen kamen also und sollten in die dann leer stehenden Baracken entladen werden. Ich hatte meinen rechten Arm verletzt und trug ihn in einer Armbinde. Die Mithäftlinge hingegen hatten beide Arme unversehrt und trugen, weil die Pakete auch nicht besonders schwer waren, jeweils zwei davon. Um nicht zurück zu stehen, habe ich ein Paket in die linke Hand genommen und habe ein zweites Paket mit den Zähnen getragen. So bin ich dann mehrmals hin und her gelaufen. Als alles abgeladen war, stand ein alter, grauhaariger Oberst vor mir. Er hatte alles mit angesehen. Ich kann nicht sagen, was in ihm vorgegangen ist, aber er muss gesehen haben: Hier ist

ein junger Mensch, der bemüht sich, der will überleben. Bei den anderen hat das nicht gezählt. Bei ihm schon. Nachdem alles abgeladen war, kam durch den Lautsprecher die Durchsage: „Die Häftlinge verlassen jetzt das Lager. Es bleiben ein Schneider, ein Friseur und der Mann, der die Pakete mit den Zähnen getragen hat!“ Wir, die Genannten, sind also da geblieben und aßen nun zusammen mit deutschen Zivilisten aus der gleichen Küche, wurden gepflegt mit der gleichen Verpflegung. Das hat mich ein bisschen hoch gebracht. Dann kamen wir nach Kreuzsee.

Ich wollte noch sagen, dass wir vorher, im Lager Finkenheerd, einen Meister hatten, der einen bayerischen Hut mit einer Art Pinsel trug und bei uns nur „der Rasierpinsel“ hieß. Wenn wir morgens antreten mussten und es kamen einige Deutsche, die sich Leute für ihre Arbeit geholt haben, dann kam der Rasierpinsel und rief: „Wo ist der kleine Mastbaum? Wo ist der kleine Mastbaum?“ Und dann hat er ihn verprügelt. Dennoch mochte er ihn irgendwie, weil er gut gearbeitet hat.

Abraham Mastbaum (Anm.: bereits Anfang 2007 verstorben) ist ja bis heute ein Freund von Ihnen...

Den habe ich irgendwann bei den Arbeiten auf offener Straße kennen gelernt und wir haben uns dann zusammen getan. Alleine war das alles schwer zu ertragen und zu überleben. So hat sich jeder jemanden gesucht, bei dem man sich ausweinen konnte. Kam der eine oder der andere in eine schlechte Situation, konnte man sich gegenseitig helfen. So habe ich den Mastbaum damals, es mag 1941 gewesen sein, kennen gelernt und er lebt heute noch in Hannover und wir treffen uns heute noch. Von uns damaligen Häftlingen, sind nur ganz wenige am Leben geblieben.

Ach ja, ich würde gerne noch etwas hinzufügen. Bei den Arbeiten an der Autobahn kamen wir irgendwann in eine Gegend, wo viel Wasser und

Seen waren, und wir mussten dieses Gebiet irgendwie trocken legen. Da wurden Rohre verlegt und Wasser abgepumpt, und ich saß auf diesen Rohren, bis zum Hals im Wasser. Zwei Schlüssel hatte ich, um damit die Flansche zusammen zu schrauben. Die Schlüssel hatte ich mit einem Draht festgebunden und mir um den Hals gewickelt, damit sie nicht ins Wasser fielen. Und so habe ich da im Wasser sitzend eine längere Zeit gearbeitet. Eines Morgens kamen wir zur Arbeit, und die Pumpen, die das Wasser abpumpen sollten, waren 8 Meter tief in eine Grube gesackt. Der Meister stand da, ganz verzweifelt. Er hatte keine Ahnung, wie er die Pumpen dort wieder heraus bekommen sollte, hat überlegt und überlegt. Dann habe ich ihn gefragt: „Darf ich was sagen?“ Er sagte: „Was hast du, was willst du sagen?“ Ich habe ihm dann erklärt, wie man diese Pumpen rausholen konnte. Da guckte er mich an und machte mir ein zweifelhaftes Kompliment: „Sie sind der einzige Jude, der sich in Freiheit sein Brot verdienen könnte.“ ...

Jetzt also im Lager in Kreuzsee. Da wurden fünf Häftlinge zu einem anderen Lager nach Grunow angefordert. Jeder Lagerführer versuchte bei so einer Anforderung immer die Schwächsten seiner Arbeiter weg zu schicken. Also haben wir uns so entsprechend angestellt, dass wir ausgesucht wurden. So kamen wir dann zu fünft nach Grunow, zu einem Gartenbaubetrieb. Dort hatten wir einen Lagerführer namens Eckert, der war menschlich. Er hat gesehen, dass wir guten Willens waren. Fünfzig Häftlinge zählte das Lager, und dort habe ich mich wiederum etwas erholen können. Und dann kam der Befehl, dass alle Juden nicht mehr in Zwangsarbeitslagern, sondern in KZs untergebracht werden mussten.

Dazu sollte man erwähnen, dass auf der Wannseekonferenz am 20. Januar 1942...

Ja, da wurde unter anderem auch ich zum Tode verurteilt. Da wurde die so genannte „Endlösung der Judenfrage“ beschlossen. Danach wusste ich,

ich bin zum Tode verurteilt und habe mit diesem Gedanken leben müssen. Ich wusste nur nicht wann und ich wusste nicht wie. Durch Erhängen, durch Erwürgen, durch Vergasen, durch medizinische Experimente?

Haben Sie sich damals wirklich jeden Tag auf den Tod eingerichtet? Oder haben Sie das dann doch verdrängt, einfach um des Überlebens willen?

Wir haben das, um existieren zu können, verdrängt, aber immer in der Gewissheit, dass unser Leben absolut keine Rolle mehr spielte. Ich habe ja gesehen, wie rechts und links von mir Menschen umgebracht wurden und umgekommen sind. Zum Beispiel ist der Bruder vom Mastbaum in einem Lager erschlagen worden, direkt vor unseren Augen! Als ob es das Selbstverständlichste auf der Welt gewesen wäre! Nicht ein einziges Mal habe ich gesehen, dass jemand Angst gehabt hätte, einen von uns umzubringen - absolut nicht. Wenn wir unterwegs waren, habe ich immer zugesehen, dass ich weit in der Mitte ging. Ich habe mich immer zwischen die anderen geschoben, irgendwie. Ist einer abgehauen, hat man nämlich jeden Zehnten rausgeholt und erschossen. Warst du dann in der Mitte, konntest du nicht so leicht aus der Masse rausgeholt werden. So entwickelte man einen sechsten Sinn. Aber dabei gingen einem die anderen fünf Sinne umso mehr verloren...

5. Auschwitz

Dann kamen wir nach Auschwitz.

Wie hat sich der Transport nach Auschwitz abgespielt?

Wir wurden verladen und dorthin gebracht. Wir wussten nicht, was Auschwitz ist. Wir hatten keine Ahnung, auch nicht als wir ankamen. Wir mussten antreten und dazu spielte ein Orchester. Wenn jemand noch

irgendetwas besaß, musste er es stehen lassen und ein paar Schritte vortreten. Dann wurde man in Baracken gebracht. Da mussten wir wieder antreten, mussten unser ganzes Zeug ausziehen und liegen lassen. Dann gingen wir durch ein Bad und kamen auf der anderen Seite wieder heraus, nackt. Und dann standen wir da, standen und standen und standen. Das dauerte die halbe oder dreiviertel Nacht lang. Dann bekam ich eine Nummer eintätowiert.

Sie haben diese Nummer ja bis heute.

Die habe ich noch bis heute!

Können Sie die zeigen?

Kann ich.



(Eintätowierte Nummer aus Auschwitz)

Wie hat sich dieses Tätowieren abgespielt?

Es kam ein Mithäftling und fing an zu stochern. So wurde ich fürs Leben gezeichnet. Manche haben es später weggemacht. Ich trage das wie einen Orden!

Ich kann das nicht genau lesen...

Nummer 142340. Sie sprechen mich ja heute an mit „Finkelstein“. In Auschwitz hatte ich keinen Namen. Da war ich Häftling Nummer 142340. Und wenn man mich mit meiner Nummer gerufen hat, dann standen mir, obwohl wir alle glatt rasiert waren, sofort die Reste meiner Haare zu Berge. Einmal ging der Zahnarzt durch unsere Reihen; da wurden mir gleich fünf oder sechs Zähne auf einmal gezogen, nur weil sie nicht mehr so hundertprozentig waren... Ja, nun waren wir in Auschwitz...

Bei der Ankunft, haben Sie mir erzählt, sind Sie dem „Arzt“, was ja eigentlich nicht das richtige Wort für diesen Menschenschinder und Mörder ist, Josef Mengele begegnet.

Dem bin ich begegnet. Wir mussten einzeln antreten, einzeln an Mengele vorbei gehen. Der hat sich jeden von uns genau angesehen. Dann ging sein Daumen nach rechts oder nach links. Nach links war ins Gas und nach rechts zur Arbeit. Zur Arbeit hieß noch nicht, dass man überleben würde. In Auschwitz haben viele nicht lange gelebt. Statistisch ausgerechnet ein, zwei Monate, dann war man gestorben oder vergast. Ab und zu gab es Selektionen. Dann kamen SS-Ärzte, und wir mussten einzeln nackt antreten. Wer sich irgendwie bei der Arbeit verletzt hatte, eine kleine Wunde aufwies, hinkte oder so etwas: Daumen hin, Daumen her. Gleiches Verfahren.

Wussten diese Menschen, die man ins Gas schickte, was sie erwartete, oder wurde denen etwas anderes gesagt?

Wahrscheinlich haben sie zumindest gespürt, dass sie nicht wiederkommen werden... Ja, Auschwitz zu beschreiben ist unmöglich.

Sie sind nicht nach Auschwitz-Birkenau gekommen.

Nein, ich bin nach Auschwitz - Buna gekommen. Buna - Monowitz.

Das Arbeitslager.

In das Arbeitslager der IG Farben, ja.

Welche Arbeiten mussten Sie dort verrichten?

Wie bereits gesagt, hatten wir schon einen sechsten Sinn entwickelt. Als ich da ankam, in Buna, habe ich halbfertige Häuser gesehen, und da habe ich gesagt, ich bin Maurer. „So, Sie sind Fachmann! Vom holländischen Verband oder von welchem sonst?“ fragte man mich. Ich sagte nur: „Ich kann alles!“ Da haben sie mich als Maurer eingeteilt. Was ich dann gemacht habe? Löcher in die Mauern gestemmt und Schellen für die elektrischen Leitungen darin eingemauert. Scheinbar habe ich das ganz gut gemacht. Und beim Ausmarsch zu Marschmusik-Klängen des Orchesters hieß es dann jedes Mal, wenn der Kapo des entsprechenden Kommandos dem Lagerkommandanten Meldung machte: „Kommando 164, 60 Häftlinge, 3 Facharbeiter!“ Von den letzteren war ich einer, als Maurer. So rückten wir zur Arbeit aus. Und wenn wir aus dem Lager rausmarschiert waren, haben die Musiker vom Orchester ihre Instrumente hingelegt und rückten auch zur Arbeit aus. Die sind dann als erste wieder rein gekommen. Und wie wir auch rein gekommen sind, da hörten wir schon wieder Marschmusik.

Jeden Morgen um 6 Uhr oder um 5.30 Uhr war Appell. Wir mussten vollständig antreten. Das Lager war in Blocks eingeteilt. Jeder Blockälteste musste einen Rapport abgeben. Alle mussten wir uns hinstellen und wurden gezählt. Das war perfekt durchorganisiert. Wenn einer inzwischen verstorben war, lag er eben daneben. Aber es musste stimmen. Die Zahl der angetretenen Häftlinge musste auf jeden Fall stimmen.

Wie waren Sie dort im Lager untergebracht und wie bewacht?

Zusätzlich zur Lagerbewachung auf den Wachtürmen war das Bewachungssystem ganz raffiniert eingeteilt. Die hatten dafür innerhalb der Häftlinge eine Hierarchie aufgebaut. Es gab da zunächst die einfachen Arbeiter und dann die Vorarbeiter. Dann kamen die Kapos. Jede höhere Gruppe hat ein bisschen mehr gekriegt, dass sie auch ja richtig auf die darunter liegende aufpasste. Dann gab es noch den Lagerältesten, das war auch ein Häftling. So waren nicht viele SS-Leute vonnöten, um uns zu überwachen. Es ist auch niemandem gelungen, beziehungsweise nur ganz selten, wegzulaufen oder abzuhausen.

Sie haben mich ja gefragt, wie wir untergebracht waren: In Baracken, mit zirka 200 bis 280 Häftlingen in einer Baracke. Da waren Pritschen, dreistöckige Pritschen, in die musste man hoch klettern.

Fanden in Auschwitz-Buna ebenfalls ständig Selektionen und Hinrichtungen statt? Gibt es da Szenen, die Sie noch besonders in Erinnerung haben?

Buna war Auschwitz III. Dort gab es nicht viele Hinrichtungen. Wir waren jung und konnten das alles ertragen, die schwere Arbeit und das wenige Essen. Selektionen gab es wohl, aber Hinrichtungen habe ich nur ein- oder zweimal gesehen. Da war es drei Leuten gelungen wegzulaufen. Einer von ihnen, ein Jude, ziemlich groß und gut gewachsen, war ein

ungewöhnlicher Fachmann für Pferde. Die SS hatte sich mit ihm im Laufe der Zeit irgendwie ... angefreundet wäre wohl zuviel gesagt, aber sie haben kommuniziert miteinander. Er war bei Ihnen angesehen, so würde ich das sagen. Aber irgendwann hat er gemerkt, angesehen oder nicht, wir werden alle umgebracht und ist mit zwei Polen aus Auschwitz abgehauen. Dabei ist es ihm gelungen ein paar Kostbarkeiten mitzunehmen, die so mancher während seiner Lagerzeit von anderen Häftlingen, die ja aus ganz Europa kamen, zu ergattern versuchte. Während die zwei Polen in die Stadt wollten, um sich zu amüsieren, hatte er gesagt: „Ich gehe in die Wälder. Dort in der Stadt werde ich nicht lange frei bleiben, da erwischt man mich.“ Auf der Flucht haben sie abwechselnd Wache gehalten. Bei der Gelegenheit wurde er von den beiden Polen umgebracht. Sie gingen dann nach Krakau, um sich, wie geplant, zu amüsieren, und man hat sie erwischt. Einer ist hingerichtet worden. Und ich kann mich erinnern, wie ein SS-Mann bei der Vollstreckung sagte, er würde wegen Kameradschaftsmord hingerichtet.

Wir anderen haben weiter gearbeitet. In unserem Werk wurde damals synthetisches Gummi hergestellt. Die Seewege waren schon so blockiert, dass die Deutschen aus Afrika, Asien oder wo sonst Kautschuk angebaut wurde, keinen mehr bekommen konnten. Da haben sie aus Kohle Gummi gezogen. Das wurde dort in den Buna-Werken fabriziert.

Und Sie haben weiter in erster Linie gemauert?

Ja, ich habe immer gemauert...bis es eines Tages beim Einmarsch hieß: „Kommando 164 rechts ran, Hände hoch!“ Ich habe nachher erfahren, dass in dem Bau, wo ich gearbeitet habe, eingebrochen oder etwas gestohlen worden war und man uns deshalb gefilzt hat. Und dabei hat man bei mir einen 20-Mark-Schein gefunden! Ich kann heute nicht mehr sagen, wie ich an das Geld gekommen war. Jedenfalls hatte ich 20 Mark.

Ein Arbeitsdienstführer fand den Schein und hat mich gemeldet. Und schon kam ich in einen besonderen Block für Sträflinge. Da war ein SS-Mann, der hieß Wieczorek, und der wollte unbedingt wissen, wo ich das Geld her hatte. Ich sagte, ich wüsste es nicht, dass es mir jemand gegeben hätte, aber ich keinen Namen sagen könnte. Jedenfalls habe ich dann Schläge gekriegt, was heißen soll, dass es vergleichsweise noch glimpflich abging. Allerdings kam ich dann in eine extra Zelle und bekam den Status „Strafgefangener“. Ein oder zwei Tage später sollte ich in die Kohlengruben kommen, wo man ständig bis zur Hälfte im Wasser stand. Aber bevor ich dort anfangen konnte, hörte man schon Kanonendonner, und die Front kam näher.

Das war dann Winter 1944/1945.

Ja. Es war schon Januar 1945 und Auschwitz wurde aufgelöst. Kurz darauf, mit dem Einrücken der Russen, wurde Auschwitz dann ja auch am 27. Januar 1945 befreit. Ich wusste damals übrigens noch nicht, dass meine Eltern nach der Auflösung des Ghettos Lodz im August 1944 ebenfalls nach Auschwitz gebracht worden waren. Und das, obwohl doch mein Vater die ganze Zeit über beflissentlich für die Deutschen gearbeitet hatte...



(Salomon Finkelstein mit Matthias Horndasch)

6. Transport, Dora-Mittelbau

Was geschah dann weiter mit Ihnen und Ihren Leidensgefährten? Wo und wie hat man Sie hingebacht?

Wir wurden einige Tage transportiert. Wenn ich mich recht erinnere, durch verschiedene Stationen. Wir waren auf offenen Waggons. In der Tschechoslowakei wollten die Tschechen uns helfen. Als sie uns sahen, so ausgemergelt und verhungert wie wir waren, hielten sie sich vor Entsetzen die Hände vors Gesicht und sagten auf Tschechisch „o Boze“, mein Gott! Sie wollten uns Brot zuwerfen, aber die SS hat es nicht zugelassen.

Nach einigen Tagen sind wir dann in den Harz gekommen, nach Nordhausen, in ein Lager, das Dora-Mittelbau hieß. Dort wurden Teile der V2, der so genannten Vergeltungswaffe Hitlers hergestellt - in tiefen Tunneln unter der Erde. Oben wurde Nordhausen bombardiert, unten haben wir davon nichts davon gemerkt. Da herrschten besonders strenge Bedingungen und besonders starker Hunger. Ich habe einmal selbst gesehen, wie man 27 Häftlinge an einem Balken gehängt hat, und wir mussten alle vorbeigehen und hinsehen, wie sie hingen. Einmal kam ein übergeordneter Kapo oder Arbeitsführer, selbst auch Häftling, und wir mussten uns alle aufstellen. Dann fragte er, ob es unter uns Pianisten gäbe. Da haben sich einige gemeldet, die Klavier spielten. Die hat er nachher dermaßen zusammengeschlagen und zusammengetreten, dass sie gar nicht mehr aufstehen konnten. Solche Bedingungen herrschten dort. Ich war mittlerweile schon völlig fertig. Ich habe gedacht, jetzt hat meine letzte Stunde geschlagen. Verhungert lag ich da, konnte nicht mehr aufstehen. Auf einmal hörte ich: „Salek, Salek!“ Mit letzter Kraft robbte ich zum Fenster hin. Da stand unten der Abraham Mastbaum und sagte: “Ich hab dir eine Kartoffel mitgebracht!”

Wenn man das heute erzählt, dann kann sich keiner vorstellen, was das bedeutete. Einmal, dass man einen Freund hatte, dass es noch einen Rest von Menschlichkeit gab, und dass man doch noch etwas zu essen hatte. Ja, ...das war Dora-Mittelbau...

Noch einmal eine Frage zum Verständnis. Sie sagten, die Arbeit war unter Tage und oben wurde bombardiert. Aber das Lager selbst war nicht unter Tage - oder mussten Sie unter Tage leben?

Ich habe nicht gesehen, was sich oben alles abgespielt hat. Wir waren unten, unter Tage.

Auch geschlafen haben Sie unten?

Nein, das taten wir oben, in Baracken. Und in einer dieser Baracken habe ich da gelegen und habe das erlebt, was ich eben erzählt habe. Morgens, im Dunkeln, gingen wir arbeiten und abends, wieder im Dunkeln, kamen wir von der Arbeit zurück. Bis wir Kanonendonner hörten und wussten, dass die Front näher kam. Als das immer intensiver wurde, mussten wir uns wieder aufstellen. Das war Anfang Frühling 1945. Und wir mussten wiederum das Lager verlassen.

Zu Fuß oder mit dem Zug?

Zu Fuß 20, 30 bis zu 70 Kilometer und auch mit der Eisenbahn. Dann wurden wir meistens in offenen Waggons transportiert. Ich weiß nicht aus welchem Grund, aber die SS wollte damals auf keinen Fall, dass wir in die Hände der Alliierten fielen. Und so haben sie uns immer vor der Front hergetrieben, in die Mitte Deutschlands.

Dabei sind viele Menschen ums Leben gekommen...

Ja, das waren die so genannten Todesmärsche. Da ist man zig Kilometer gelaufen, dann haben sie uns in die Eisenbahn verfrachtet, und wieder sind wir ein Stück weiter gebracht worden.

7. Ravensbrück, Befreiung

Bis wir zuletzt in das Lager Ravensbrück gekommen sind. Das eigentliche Frauenlager Ravensbrück war zu dieser Zeit schon geräumt. Es war schon Ende April / Anfang Mai 1945. Da mussten wir uns aufstellen, und es hieß, alle Juden sollten einige Schritte vortreten, sie würden ausgetauscht gegen deutsche Kriegsgefangene. Wie ich den ersten Schritt machen wollte, hielt mich jemand von hinten fest: mein ehemaliger Kapo. Einer mit einem schwarzen Winkel nach unten.

Ein deutscher Häftling?

Ja. Deutscher. Er sagte zu mir: „Du bleibst jetzt hier, zum Sterben bist Du noch zu jung!“ Scheinbar hat er mehr gewusst als wir. Jedenfalls die anderen, die vorgetreten sind, ...die habe ich nicht wieder gesehen. Das heißt, nur einen habe ich später wieder getroffen. Die Anderen sind meines Wissens auf das Schiff „Cap Arcona“ gebracht worden, das dann irrtümlich von den Engländern versenkt wurde.

Wir, die zurückgeblieben waren, marschierten weiter, getrieben von den Wachen. Nach einer gewissen Zeit habe ich gesehen, wie unsere Wachen die Waffen in die Gräben warfen und sich in die Felder verteilt haben. Einfach abgehauen sind sie! Ich habe mich mit einem Polen zusammengetan, und wir gingen weiter. Im nächsten Ort sah ich eine Scheune, wir sind hinein gegangen und haben uns oben, ganz oben auf das Heu gelegt und sind dort vor Müdigkeit eingeschlafen. Nach einer kurzen Zeit hörte ich unten Lärm und wir sind von dem Heuschober runter

gestiegen. Und schon standen da russische Soldaten, die ihre Maschinengewehre auf uns richteten. Sie hatten in dem Heu Waffen gefunden und schlossen daraus, dass diese uns gehörten. Sie führten uns raus auf die Straße, um uns zu erschießen.

Aber Ihre Kleidung, war die nicht auffällig genug, dass man Sie gleich als Häftling hätte erkennen können?

Eigentlich ja. Ich war ja noch in Häftlingskleidern und habe ihnen auch meine Häftlingsnummer gezeigt. Dennoch nutzte das zunächst gar nichts. Wir gingen also die Straße entlang. Ich hatte das Glück, dass nicht weit von diesem Ort auch ein Frauenlager war, wo jüdische Mädchen inhaftiert waren. Die haben mich gesehen, meine Kleidung erkannt und haben uns angesprochen, und ich habe mich mit Ihnen auch auf Jiddisch unterhalten. Da waren sie sicher, wer wir waren, und sie haben geweint und die Russen auf Knien gebeten uns frei zu lassen: „Seht doch, das sind selbst Häftlinge!“ Wir hatten Glück - sie ließen uns tatsächlich gehen... So sah der erste Tag meiner Befreiung aus.

8. Nachkriegszeit

Sie sagten, Sie hätten von dem Schicksal Ihrer Familie erst nach der Befreiung erfahren.

Ja.

Wie?

Als ich befreit war habe ich als erstes versucht, meine Angehörigen zu finden. Teils zu Fuß, teils mit der Eisenbahn habe ich mich auf den Weg nach Lodz gemacht. Als ich dort ankam, schlug mir jede Menge

Antisemitismus entgegen. Wenn ein Pole zum Beispiel „Zydek“ sagte, dann barg das schon in sich eine Beleidigung. Jedenfalls habe ich deutlich gespürt, dass ich dort nicht so gern gesehen war. Aber trotzdem habe ich mich zur damals bereits existierenden Jüdischen Gemeinde durchgeschlagen. Die Juden in Lodz waren ja schon früher befreit worden, weil die Russen eher dorthin gekommen waren. Ich habe mich dort also nach meinen Verwandten erkundigt, aber niemand wusste etwas über sie. Alle haben damals versucht, ihre Angehörigen zu finden, einer den anderen. Damals ging es drunter und drüber. Ich hatte mir halt gesagt, wenn jemand von meinen Angehörigen am Leben geblieben war, würde er sich als erstes dort, in der Jüdischen Gemeinde unseres Geburtsortes melden, aber, wie gesagt, dort wusste man nichts.

Ich habe dann versucht, in den Westen zu kommen. In Prag erfuhr ich, dass der Mann, mit dem ich im Lager gewesen war, Abraham Mastbaum, zuletzt in Bergen-Belsen inhaftiert war und sich mittlerweile in Hannover aufhielt. So bin auch ich nach Hannover gegangen und dort geblieben. Zunächst besuchte ich eine Ingenieurschule. Ich wollte meine so abrupt unterbrochene Ausbildung fortsetzen. Eine Zeitlang ging das auch ganz gut. Angeblich war ich nicht schlecht in der Schule. Aber rechts und links von mir musste ich sehen, wie sich andere Leute meines Alters bereits etwas aufgebaut und etwas erreicht hatten!

Das Wirtschaftswunder...

Ja, und dann habe auch ich versucht möglichst schnell wirtschaftlich weiter zu kommen und meine Ingenieurausbildung dafür abgebrochen. Ich hätte dabei bleiben sollen und habe diesen Schritt nachher noch oft bedauert. Am Anfang lief das alles nämlich gar nicht so sehr gut, weil ich den falschen Leuten vertraut und bei Geschäften zum Beispiel deren Handschlag anstelle von Verträgen akzeptiert habe... Dann versuchte ich mit dem, was ich von zu Hause aus gelernt hatte, eine Strickerei

aufzubauen. Aber auch das funktionierte nicht besonders gut. Also habe ich noch verschiedene andere Sachen unternommen, mal recht, mal schlecht, aber es ging...

Zunächst jedenfalls, als wir damals hier in Hannover ankamen, wurden wir von internationalen Organisationen unterstützt. Wir sind ja, wenn ich das so sagen darf, alle nackt und barfuss hierher gekommen und haben uns jeder erst nach und nach wieder etwas aufgebaut. Und mit der Zeit entstanden in Hannover wieder eine Jüdische Gemeinde und ein Jüdisches Komitee. Das Komitee, das waren alles Leute, die überlebt haben. Die kamen aus verschiedenen Lagern. Und die Jüdische Gemeinde, das waren deutsche Juden, die meisten gebürtige Hannoveraner. Das hat erst nicht so zusammengepasst, aber später hat sich das dann doch vermischt, und wir wurden alle in die Gemeinde aufgenommen.

Im Jahre 1978 habe ich das erste Mal geheiratet. Aus meiner Ehe gingen drei Mädchen hervor. Erst hatte ich eine Tochter und ich wollte dann einen Sohn haben. Aber wie man das so im Volksmund sagt, „der Wunsch nach einem Sohn bringt viele Töchter...“ Jedenfalls kamen Mädchen-Zwillinge, und die sind bis heute noch da und ich bin darüber sehr froh! Über diese Ehe ist nicht viel zu berichten. Es ging manchmal gut, manchmal schlecht, wie in anderen Ehen auch.

Haben Sie denn mit Ihrer Familie, also mit Ihrer ehemaligen Frau und Ihren Töchtern, später häufig oder überhaupt über die NS-Zeit gesprochen?

Nein. Also ich muss sagen, dass ich ziemlich spät geheiratet habe, wie gesagt erst 1978. Da war dann seit Kriegsende 1945 schon eine ganze Zeit verstrichen, eine lange Zeit. Erst waren ja meine Kinder noch zu klein, aber auch dann, als sie schon in einem Alter waren, dass sie das alles hätten verarbeiten können, wollte ich sie nicht mit diesem Grauen

konfrontieren. Ich komme mir bis heute noch immer vor, als stünde ich nackt vor den Menschen, wenn ich zu erzählen anfange, wie ich gehungert habe, wie ich verprügelt wurde, wie mir Unrecht zugefügt wurde. Und ich bin dann auch immer der Ansicht, dass ich das gar nicht so wiedergeben kann, wie es in Wirklichkeit war. Ja, Dante müsste noch einmal auferstehen..., denn über die Aufschrift in Auschwitz habe ich mich schon immer aufgeregt. Da stand „Arbeit macht frei“. Es hätte aber heißen müssen, wie es laut Dante über der Pforte zur Hölle steht: „Lasst, die Ihr eintretet, fahren alle Hoffnung!“ Das wäre angebrachter gewesen... Und das hat mich immer dazu bewegt, meinen Kindern nichts zu erzählen.



Vor zirka zehn Jahren hat mich die Tochter von Ignatz Bubis angesprochen und mich gefragt: „Wärst Du bereit, darüber zu sprechen? Es ist jetzt höchste Zeit!“

Sie haben dann mit mir einen Kurzfilm produziert. Die Filmemacher sind mir bis nach Lodz gegangen und ich durfte aussagen, was ich alles erlebt habe. Eine meiner Töchter ist mitgekommen, weil das alles zu emotionsgeladen war, und wir Angst hatten, mir könnte dabei etwas zustoßen. Wir waren in Lodz und auch in Warschau. Das war das erste Mal, dass ich darüber wirklich gesprochen habe.

Sie sprachen davon, dass Ihnen, als Sie nach Ihrer Befreiung wieder nach Lodz gingen, um nach Ihren Familienangehörigen zu suchen, starker Antisemitismus entgegenschlug. Nun liegen ja nur wenige Jahre zwischen der Zeit als Sie dort noch lebten, gefolgt vom Grauen der NS-Zeit und des Krieges, und Ihrer Rückkehr. War dieser polnische Antisemitismus denn auch schon vorher vorhanden und spürbar?

Ich möchte da nicht verallgemeinern und bin in dieser Richtung überhaupt sehr vorsichtig. Wenn mich ein oder zwei Polen so abwertend angesprochen haben, dann hieß das ja noch nicht, dass sie allesamt schlecht gewesen wären.

Nein, nur es klang doch vorhin eher danach, als wäre Ihnen geradezu eine Welle von Antisemitismus entgegen gekommen...

Ja, von den Leuten, mit denen ich zu tun hatte. Vielleicht ist eine Welle etwas übertrieben. Natürlich war ich damals durch das zuvor Erlebte noch besonders dünnhäutig...

Ich habe dann versucht, mich von dort über die Tschechoslowakei in den Westen durchzuschlagen. Und in Prag sagte man mir: „Du kommst hier nicht durch! Da sind Amerikaner, die Grenze ist zu.“ Da habe ich denen erwidert: „Ich möchte doch mal sehen, wer mich aufhält, wenn ich sage, dass ich nach meiner Mama suche, und was man mir da sagen wird. Von wegen, dass ich nicht durchgehen darf...“ Und so geschah es auch. Ich

setzte mich in einen Zug, kam an die Grenze, und man hat mich ausgefragt. Die Grenzbeamten wollten mich tatsächlich nicht durchlassen. Da sagte ich: „Ich gehe los! Sie können mich erschießen, wenn Sie wollen!“ und bin losgegangen. Und keiner hat mich erschossen. So bin ich in den Westen gekommen.

Wie war es Ihnen denn innerlich überhaupt möglich, nach Deutschland, zurückzukehren, in Anbetracht der Tatsache, dass die Deutschen Ihnen und vielen anderen so viel Leid angetan hatten?

Ich war noch relativ jung und habe das Nächstliegende getan, und das war halt in den Westen zu kommen. Nach Deutschland deshalb, weil ich schon als Kind deutsch gesprochen hatte. In Lodz gab es viele Deutsche, mit denen wir vor dem Krieg in der kleinen Fabrik meines Vaters zusammengearbeitet hatten. Auch meine Eltern sprachen fließend deutsch. Als ich in Deutschland ankam, suchte und fand ich bald, wie schon erwähnt, meinen guten Freund Abraham Mastbaum, und es hat nicht lange gedauert, da hatte ich mir einen Bekanntenkreis aufgebaut, hauptsächlich Deutsche. Zunächst saßen wir noch auf unseren Koffern, immer in der Absicht, Deutschland zu verlassen. Aber es hat sich so ergeben, dass ich durch die erwähnten Freundschaften in Deutschland geblieben bin - und das, obwohl ich eine Zeitlang ein so genanntes Affidavit hatte, um in die Staaten einreisen zu dürfen. Aber ich hab es nicht wahrgenommen. Ich bin hier in Deutschland, später in der Bundesrepublik, geblieben. Ich kann sagen, ich habe es nicht bedauert - und ich habe immer zwischen den Deutschen als Volk und den Tätern aus ihren Reihen differenziert.

Ich möchte noch einmal auf Ihre Eltern zurückkommen. Haben Sie jemals erfahren wann, wo und wie genau Ihre Eltern ums Leben gekommen sind, und wo sie begraben sind?

Wir, die Überlebenden, hatten uns in Hannover nach einer gewissen Zeit, zusammengetan, wie ich bereits geschildert habe. In dem besagten Komitee gab es auch einen Vater mit seinem Sohn, die kannten meine Eltern noch aus der Zeit vor dem Krieg. Und der Sohn hat mir erzählt, wie er gesehen hat, wie sie in Lodz in einen Zug nach Auschwitz verfrachtet worden waren. Mehr weiß ich nicht, und mehr kann man auch nicht wissen. Aber man kann folgern, was dann geschehen ist...

Das hinterlässt bestimmt eine gewisse Leere, nicht zu wissen, wo die geliebten Eltern geblieben sind, was mit ihnen geschehen ist...

Das bedrückt mich bis zum heutigen Tage. Fast jeder Mensch hat, wenn es ihm mal schlecht geht, die Möglichkeit ans Grab von Vater oder Mutter zu treten, um sich auszuweinen. Ich hatte diese Möglichkeit nie. Wenn ich einmal nach einer Enttäuschung oder einem Unglück zum Grab meiner Mutter gehen wollte, um zu sagen: „Mama hilf mir, es geht mir schlecht!“, wo sollte ich hingehen? Wohin? Wo ist das Grab meiner Eltern? Auch das haben sie uns genommen... Als hätte es sie nie gegeben! Sie haben mich gefragt, wie ich heute empfinde, dass meine Eltern auf diese Weise umgekommen sind. Das vergesse ich nicht! Das hat mich geprägt, und das lässt mich nicht mehr los.

Was genau hat sich dadurch in Ihnen verändert?

Ich habe zum Beispiel eine besondere Sensibilität für Armut, für Unglück. Ich will damit sagen, dass ich darauf bei Nächsten, bei Bekannten und bei Freunden besonders reagiere. Hingegen muss ich zugeben, dass, wenn ich höre, dass sich jemand Dynamit umgebunden hat, um sich damit in die Luft zu sprengen, ich darauf nicht besonders intensiv reagiere. Dazu habe ich schon zu viel in Richtung Gewalt erlebt. Ich will damit nicht sagen, dass ich kein Herz habe. Aber ich würde dadurch nicht an gebrochenem Herzen sterben. Wenn ich früher ein normales Leben geführt hätte, dann

würde ich heute in vielerlei Hinsicht ganz anders reagieren. Das meine ich damit, wenn ich sage, ich bin das Ergebnis dessen, was ich im Leben erlebt habe. Das hat mich geformt.

9. Die Brüder

Aber im Nachhinein haben Sie auch noch einmal eine positive Erfahrung machen können. 1978 haben Sie Ihren jüngeren Bruder David wieder gefunden...

Obwohl ich jahrelang nach ihm gesucht hatte, auch nach meiner restlichen Familie, konnte ich ihn nicht finden. Es gab ja auch noch nicht diese technischen Möglichkeiten wie heute, in der Computerära. Allerdings gab und gibt es ja immer wieder Leute, die bestreiten wollen, dass damals so viele Juden umgekommen sind. Die israelische Institution „Yad Vashem“ wollte seinerzeit nachweisen, dass tatsächlich zirka sechs Millionen Juden umgekommen sind, und haben an Jüdische Gemeinden in der Welt Formulare geschickt, auf denen gefragt wurde, wer man ist, wer man war, welche Familienangehörigen man gehabt hat und so weiter. Bei der Gelegenheit fand man auch eine Übereinstimmung zwischen mir und einem in Israel lebenden Finkelstein heraus.



(In die Kamera gehalten:
Foto von Bruder David)

Daraufhin wurde ich vom Roten Kreuz aus Genf angeschrieben, dass wahrscheinlich ein Bruder von mir lebt, und man bat mich um Erlaubnis, meinem vermeintlichen Bruder meine Anschrift zu übermitteln. Natürlich schrieb ich zurück, dass ich damit einverstanden war. Zusätzlich habe ich einen Freund von mir in Israel angerufen und ihn gebeten, der Sache nachzugehen. Er kannte sich sehr gut aus, weil er unter anderem Geschäfte mit dem Militär machte. Er hat dann die Telefonnummer und die Anschrift meines vermeintlichen Bruders herausbekommen, ihn angerufen und ihn nach seinem Namen und seinen früheren Angehörigen befragt. Er antwortete, dass er David hieße, sein Vater Abraham, seine Mutter Matla, und dass er einen Bruder habe, Salek. Da sagte mein Bekannter zu ihm: „Den hattest Du nicht nur, den hast Du noch!“ Da wurde es erst einmal fünf Minuten still, denn er fiel in Ohnmacht. Dann sagte er: „Was? Wie?“ So hat es sich zugetragen. Mein Freund hat mich dann angerufen, mir Davids Telefonnummer gegeben und wir haben telefoniert.

Später bin ich nach Israel gereist und habe ihn getroffen. Und obwohl er mein Bruder ist, muss ich sagen, ich hätte mit ihm am selben Tisch Kaffee trinken können, ich hätte ihn nach so langer Zeit nicht wieder erkannt. Als ich ihn verließ, war er noch ein Kind gewesen, und als ich ihn wieder fand, da war er ein Familienvater mit drei Kindern, mit einer Frau - ein gestandener Mann halt. Wir haben uns dann ausführlich erzählt, was jeder von uns zwischenzeitlich erlebt hatte. Das war alles sehr intensiv. Aber wenn wir uns heute treffen, haben wir nur wenige gemeinsame Erinnerungen. Dennoch wissen wir, dass wir Brüder sind. Erst vor kurzem war ich bei ihm, und wir sind eigentlich dauernd in Kontakt. Wir lieben uns - aber es bleibt ein Bruch in unserer Entwicklung.

Anfang 2005 haben Sie schließlich vom Überleben Ihres zweiten, älteren Bruders Shmuel erfahren, der nach dem Krieg bis in die neunziger Jahre in der Ukraine gelebt hat.

Ja. Diese Sache begann damit, dass mich mein Bruder David aus Israel angerufen hat und fragte, ob ich stehe oder sitze? Ich fragte: „Warum fragst Du mich?“ Er antwortete: „Dann setz Dich hin! Stell Dir vor, dass unser Bruder noch bis 1996 gelebt hat! Verheiratet war er und hat drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Die leben auf der Krim, und sie würden sich gerne mit Dir in Verbindung setzen. Meine Frau, die sehr gut russisch spricht, hat sich schon mit denen in Verbindung gesetzt.“ Und weil ich selbst damals eine Zeitlang mit russischen Kriegsgefangenen zusammen in den Zwangsarbeitslagern war, und später auch zu Hause etwas Russisch gelernt hatte, habe ich dort sofort angerufen, und wir kamen in Kontakt.



(Eingeblendetes Foto:
Bruder Shmuel)

Zuerst ist mein Bruder David auf der Krim gewesen und hat die dortige Familie besucht. Ganz begeistert ist er dann zurück nach Israel gekommen und hat mir am Telefon berichtet: „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie herzlich die uns empfangen haben!“ Da wollte ich auch schnellstens dorthin, möglichst schon gleich im Winter. Aber ein russisches Reisebüro hier in Hannover hat mir gesagt, einen Direktflug gäbe es nur ab Mai, andernfalls müsste ich entweder dreimal umsteigen oder über Istanbul fliegen. Da habe ich mir gedacht, Mai ist ja nicht mehr so lange, ich fliege im Mai. Eine meiner Töchter, die in den Staaten studiert, hat gesagt: „Wir lassen dich nicht allein reisen, du brichst uns

noch dort zusammen“, und ist mitgekommen. Ich hatte keine genaue Vorstellung, wen ich dort in der Ukraine wirklich vorfinden würde, ob und wie ich mich mit ihnen überhaupt würde unterhalten können - auf Deutsch, auf Jiddisch? Ich bin einfach ins Blaue hinein gefahren - und habe es nicht bedauert! Eine Woche sind wir in diesem Ort am schwarzen Meer geblieben, und ich war begeistert, so eine nette Familie gefunden zu haben, eine Familie, von deren Existenz ich bis dahin keine Ahnung hatte.

Werden Sie auch dorthin den Kontakt weiter halten, oder ist das schwierig?

Wir halten Kontakt. Vor längerer Zeit hatte ich die Tochter meines verstorbenen Bruders, Tatjana, zu mir nach Hannover eingeladen. Das war für sie schon ein besonderes Erlebnis, hier zu sein, weil in ihrer Heimat schließlich ganz andere Bedingungen herrschen. Ich habe dort, wenn auch keine Not, so doch keinen übermäßigen Luxus gesehen.

10. Der Pianist

Sie hatten mir im Vorgespräch erzählt, dass Sie gut mit dem Pianisten Wladyslaw Szpilman bekannt waren, dessen Autobiografie „Mein wunderbares Überleben“ vor nicht langer Zeit unter dem Titel „Der Pianist“ von Roman Polanski verfilmt wurde. Wie kam es zu dieser Bekanntschaft und wie hat sie sich weiter entwickelt?

Ich war hier in Hannover mit einem Menschen befreundet, der sich sehr für Musik interessiert hat und auch selbst Klavier gespielt hat, Dr. Feiler. Mitte der 60er Jahre fragte er mich, ob ich ihn nicht zum Chopin-Wettbewerb nach Warschau begleiten wolle. Natürlich habe ich gleich zugesagt, und wir sind nach Warschau gereist. Dort habe ich dann Szpilman kennen gelernt. Szpilman war später öfter mal auf Konzertreise

in der Gegend von Hannover, da haben wir uns viel gesehen und auch gemeinsam etwas unternommen. Er war auch oft in meiner Wohnung. So haben wir uns angefreundet.

Haben Sie auch ihre Leidensgeschichten ausgetauscht, denn früher war er ja im Warschauer Ghetto und Sie im Ghetto Lodz?

Er hat mir seine Geschichte erzählt und er hat mir sein Buch in Kopie gegeben, das habe ich heute noch. Damals gab es das noch nicht in dieser Form wie heute, und es war nur in einer ganz kleinen Auflage erschienen. Eines davon wollte er mir geben. Er sagte: „Ich habe nur noch ein Exemplar, aber ich kann es ablichten und das gebe ich Dir.“ Das war in den 60er Jahren und ich habe es noch heute. Er hat mir auch selbst die Geschichte erzählt, die er erlebt hat. Es hat mich sehr berührt, wie er da in den letzten Wochen im zerbombten Warschau gelebt hat. Und besonders hat mich fasziniert, als er erzählte, wie er einmal von einem deutschen Offizier erwischt wurde und gedacht hat: „Jetzt hat meine letzte Stunde geschlagen. Er hat mich gefragt, was machst Du hier? Da habe ich gesehen, es gibt keinen Ausweg. Ich muss ihm die Wahrheit sagen. Ich habe ihm gesagt, ich will überleben, ich bin Jude. Da hat er mich gefragt, was bist Du von Beruf? Ich bin, ... ich *war* Pianist. So, Du *warst* Pianist.“ Der Offizier hat ihn dann in einen Raum mitgenommen, in dem ein Klavier stand: „So, dann zeig, was Du kannst.“ Ausdrucksvoll erzählte mir Szpilman weiter: „Ich hatte *so* einen Bart, ich hatte *solche* Fingernägel und hatte gefrorene Finger und habe um mein Leben gespielt. Und er hat mich angesehen und gesagt, so jetzt bleibst Du hier. Er hat mir nichts getan. Er hat mir noch ab und zu etwas gebracht, unter anderem, weil es kalt war, hat er mir einen Militärmantel zum Zudecken gegeben. Und wie ich nachher mitbekommen habe, dass der Krieg aus ist, ich habe unten schon Stimmen und Lachen vernommen und habe den Mantel angezogen und bin runter gegangen auf die Straße, da wollte man mich gleich

erschließen. Ein Deutscher, ein versteckter deutscher Offizier! Ich musste nur schreien, ich habe selbst gelitten und das und das...”

Das jedenfalls hat mir Szpilman von seinen Erlebnissen erzählt. Ich selbst brauchte da von meiner Geschichte nicht viel hinzu zu fügen. Er kannte das...

Wenn der Nobelpreisträger und Schriftsteller Günter Grass heute recht spät in seinem neuen Buch der Öffentlichkeit preisgibt, dass er in der Waffen-SS gedient hat, wie bewerten Sie dieses späte Geständnis?

Ich bewerte das so, dass ich geneigt bin zu verzeihen. Was mich an der Sache ein bisschen stört ist, dass der Günter Grass mit erhobenem Finger Kritik geübt hat. Er war ja eine moralische Instanz geworden. Aber mit seiner Vergangenheit hätte er sich nicht so viel herausnehmen sollen. Man muss ja ein bisschen wissen, was man selbst gewesen ist und was man selbst gemacht hat. Also, das stört mich an der Sache!

Inhalt:	1. Eltern, Jugend	S. 3
	2. Kriegsausbruch	S. 5
	3. Ghetto Lodz	S. 7
	4. Zwangsarbeit, Lager	S.12
	5. Auschwitz	S.18
	6. Transport, Dora-Mittelbau	S.25
	7. Ravensbrück, Befreiung	S.27
	8. Nachkriegszeit	S.28
	9. Die Brüder	S.35
	10. Der Pianist	S.38